

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 6 (1951)
Heft: 4

Artikel: Im Tal der Apa Tani : bei Völkern des östlichen Himalaya
Autor: Fürer-Haimendorf, Christoph von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM TAL DER APA TANI

Bei Völkern des östlichen Himalaya

Von Prof. Dr. Christoph von Fürer-Haimendorf, London

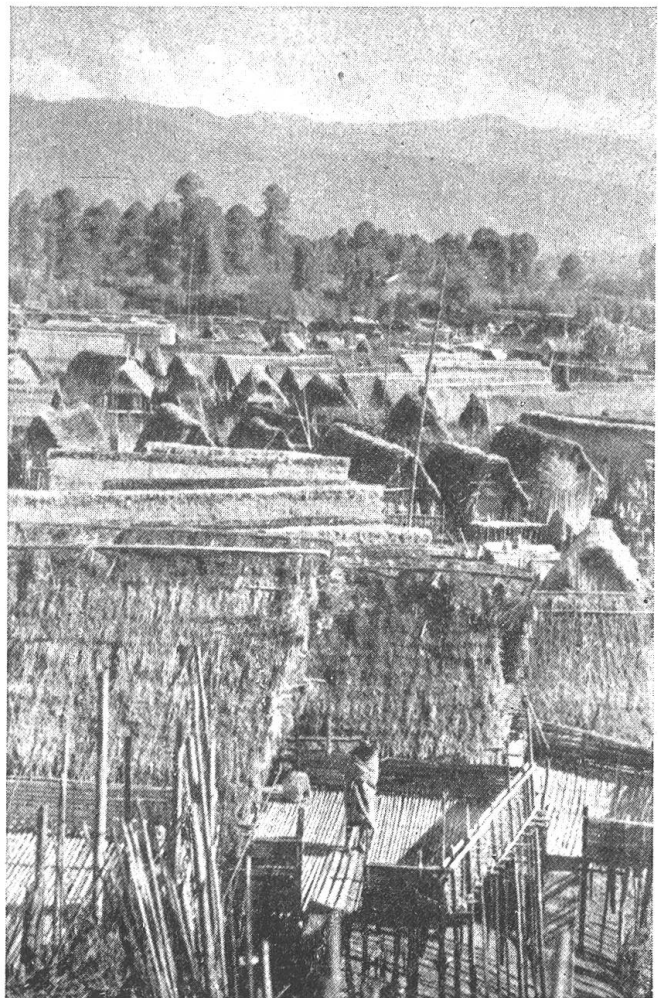
DK 915.411:39(541.1)

Zwischen Assam, der östlichsten Provinz Indiens und dem eigentlichen Tibet erstreckt sich ein weites und zum großen Teil unerforschtes Bergland. Seine Bewohner sind weder von Indien noch von Tibet abhängig und leben in der Abgeschlossenheit ihrer Berge in kleinen Stammesgemeinschaften nach Art der Menschen grauer Vorzeit. Ein breiter Gürtel tropischen Urwaldes und tiefzerklüfteter Vorberge trennt dieses politische Niemandsland von der volkreichen Brahmaputra-Ebene, und die Gletscherwelt des östlichen Himalaja riegelt es gegenüber dem tibetischen Hochplateau ab. Kein Inder und kein Europäer hat dieses unwegsame Bergland jemals durchquert. Ein im Jahre 1911 von der indischen Regierung unternommener Versuch, von Assam aus bis gegen die Hauptkette des Himalaja vorzustoßen, scheiterte an Transportschwierigkeiten und an dem Widerstande der Eingeborenen, und das unwirtliche Grenzland zwischen Indien und Tibet ist daher bis auf den heutigen Tag eines der wenigst bekannten Gebiete der Erde geblieben.

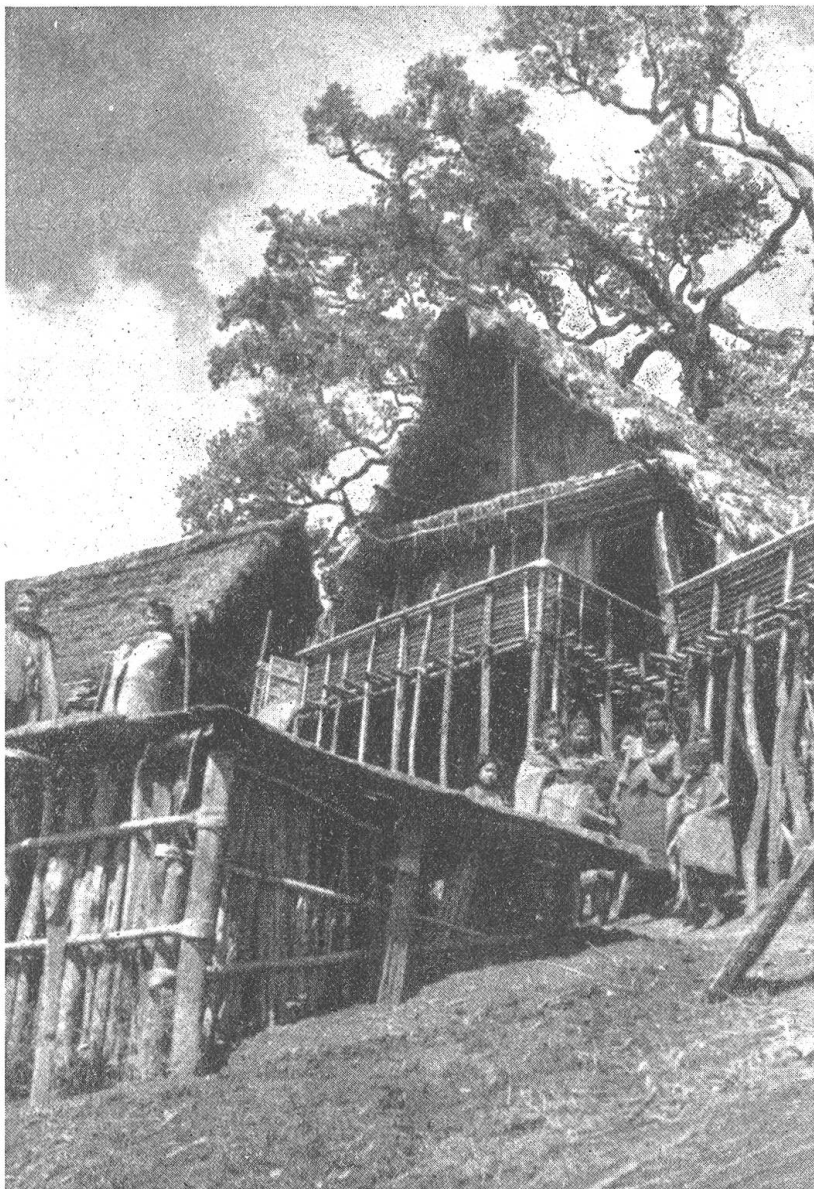
Zu einer Zeit, da ich im Staate Haiderabad völkerkundlichen Arbeiten nachging, bot sich mir nun unvermuteterweise die Gelegenheit, im Auftrage der indischen Regierung eine Expedition in dieses lange unerschlossene Bergland zu unternehmen und damit die Erforschung von Völkern zu beginnen, die der Ethnologie völlig unbekannt geblieben waren. Diese Expedition erstreckte sich über etwa zwölf Monate, doch auch ich konnte nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des gewaltigen, noch unerforschten Gebietes aus eigener Anschauung kennen lernen.

Die Überwindung der Transportschwierigkeiten war auch für mich von allem Anfang das größte Problem. Tragtiere konnten wegen des Fehlens gebahnter Wege nicht verwendet werden und die Träger mußten neben jeglicher Nutzlast oft auch ihren eigenen Proviant für die gesamte Reise tragen. Denn zwischen der Ebene Assams

und den ersten bewohnten Tälern lagen unbewohnte Bergketten, für deren Überquerung man mindestens sechs Tagesmärsche veranschlagen mußte. Da ich mich nicht darauf verlassen konnte, für die Träger am anderen Ende Proviant zu bekommen, mußten sie auch ihre Rationen für den Rückweg tragen, und so kam es, daß jeder Mann schon mit etwa zwölf Kilogramm Reis, Salz und Fett beladen war, bevor er auch nur damit anfangen konnte, irgendein Stück des Expeditionsgepäckes zu tragen. Für meine Frau, mich selbst, die assamesischen Dolmetscher und die Diener mußte außer Zelten und notwendigster Kleidung auch Proviant für einen längeren Aufenthalt befördert werden. Als wir an einem trüben Märztage die Linie überschritten, die die Provinz Assam von



Apa Tani-Dorf, in dem an die tausend Pfahlhäuser in engen Straßen zusammengedrängt stehen. Im Hintergrund ein Hain von als Bauholz gepflanzten Pinien



Apa Tani-Haus mit hoher Veranda; davon eine öffentliche Versammlungsplattform, die als Opferplatz und Richtstätte dient.

dem unverwalteten Gebiete trennt, war unsere Kolonne auf 60 Mann angewachsen.

Unser erstes Ziel war ein Hochtal, von dem nur so viel bekannt war, daß es von einem Volksstamme bewohnt war, der sich von den umliegenden als kriegerisch und gefährlich berüchtigten Dafla-Stämmen grundsätzlich unterschied. Ein glücklicher Zufall hatte uns drei Angehörige dieses als „A p a T a n i“ bekannten Stammes in den Weg geführt. Keiner der drei sprach assamesisch, aber mit Hilfe eines des Assamesischen sowie der Apa Tani-Sprache mächtigen Dafla konnten wir uns einigermaßen mit ihnen verständigen und sie versprachen uns gegen reichliche Belohnung, den Weg in ihr Tal zu zeigen. Doch die Route, die sie uns führten, war gewiß nicht die bequemste. Sie erklärten dies mit der Notwendigkeit, alle dem Gebiete eines äußerst kriegslustigen und unberechenbaren

Dafla-Stammes nahegelegenen Pfade zu vermeiden, und unsere Träger waren ebenso besorgt, diesem räuberischen Stamme nicht in die Quere zu kommen. So kam es, daß wir eine Route einschlugen, auf der weite Strecken lang kein Pfad zu sehen war, wir in Bachbetten waten oder uns mühsam, oft nur Schritt für Schritt, den Weg durch dornigen Rotang- und Bambusdungebahnen mußten. Schon am zweiten Tage unseres Marsches ergab es sich, daß es durch eine Klamm, wo ein weiß schäumender Fluß zwischen senkrechten Felswänden hervorbrach, überhaupt keinen Weg gab. Unsere Apa Tani-Freunde fanden nichts daran, uns zur Umgehung dieses Hindernisses einen etwa 2000 m hohen Berghang hinaufzuführen, von wo wir erst am nächsten Tage nach manchen Irrnissen einen gangbaren Weg ins Tal fanden. Schließlich erreichten wir denselben Fluß oberhalb der Klamm und erkannten, daß wir in zwei anstrengenden Tagesmärschen nur etwa 6 km in der Luftlinie zurückgelegt hatten.

Sechs Tage ging es auf diese Weise durch den dichten ungebrochenen Urwald und es wurde uns allmählich klar, warum das Apa Tani-Tal als ein „verschlossenes“ Land galt. Selbst von den mit größter Mühe erklimmen Höhen hatten wir nur ganz selten einen Ausblick auf die umliegende Gegend, und als wir einmal einen offenen Gipfel erreichten, sahen wir in dem ganzen weiten Rund nur eine einzige kleine Dafla-Siedlung, und sonst nichts als Wald und Felsen. Bis zu einer Höhe von etwa 1500 m herrschte die Vegetation des typischen tropischen Regenwaldes mit einem Wirrsal von Schlinggewächsen, ungeheuren Farnen und Bäumen, deren riesige gerade Stämme bis in die Wolken zu reichen schienen. Oberhalb dieser Höhenlage lichtete sich das Unterholz und um 2000 m Höhe begannen Rhododendren das Bild zu beherrschen.

Am siebenten Tage änderte sich plötzlich die Landschaft. Neben den in vollster Blüte stehen-

den Rhododendren-Bäumen traten die ersten Nadelbäume auf, vereinzelt Pinien (*Pinus excelsa*) von gewaltiger Höhe. Der Weg führte nun steil bergab und auf einmal traten wir aus dem Walde und fanden uns in einem freundlich gewellten Almland im buntesten Frühlings schmucke. Auf allen meinen Reisen in Indien habe ich keinen dramatischeren Moment erlebt, als den Augenblick, da wir den düsteren, von Feuchtigkeit triefenden Wald hinter uns ließen und ganz unvermittelt in einer an Parsifals Karfreitagszauber gemahnen Landschaft standen. Millionen langstieliger, fliederfarbiger Primeln überzogen die Wiesen mit einem lila Hauch, und zwischen den Primeln blühten Veilchen und andere Frühlingsblumen, die wir in Indien seit Jahren nicht zu Gesicht bekommen hatten.

Wir waren im Lande der Apa Tani und verstanden nun, warum unsere Führer uns von diesem Tale solche Wunder erzählt hatten. Die blühenden Wiesen waren nur die erste der Überraschungen. Ein gut gebahnter Weg durch offenes, hügeliges Weideland brachte uns auf eine Anhöhe, von der wir das Herzstück des

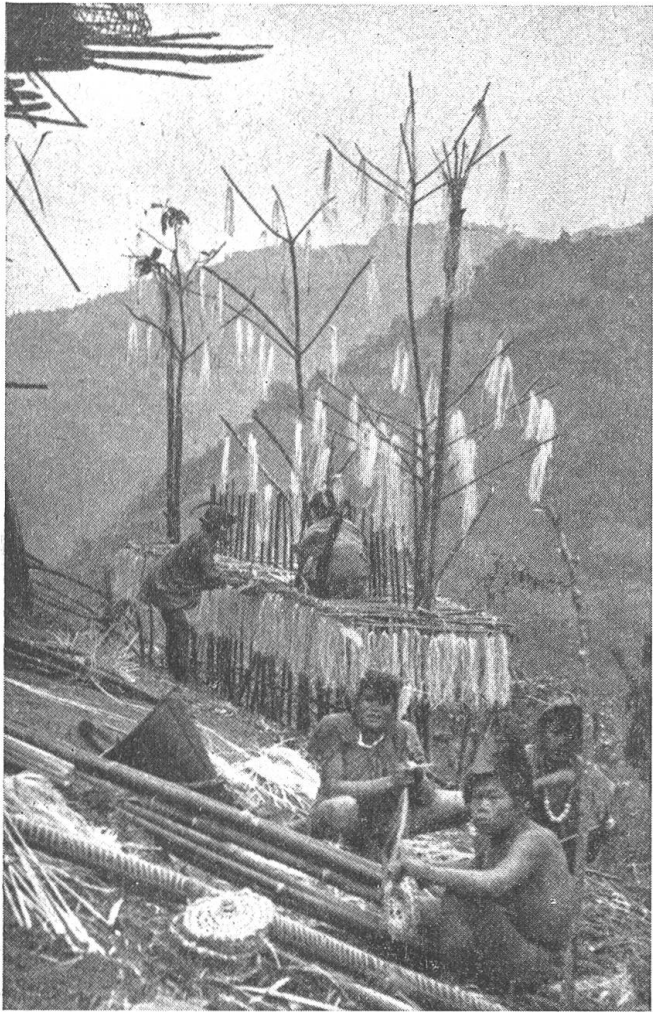
Tales überschauten. Ein Mosaik bewässerter Reisfelder erfüllte die breite Talsohle, wo zweifelsohne einst ein großer Bergsee lag. Sieben große Dörfer liegen am Rande des von Reisfeldern eingenommenen Beckens, und die Menschen in diesen sieben Dörfern bilden eine Welt für sich, eine Oase inmitten andersartiger barbarischer Nachbarvölker.

Am ersten Tage wurde uns der Zugang zu den Dörfern der Apa Tani höflich doch entschieden verwehrt. So kampierten wir inmitten der Primeln auf offenem, windigen Weideland, während — wie wir später erfuhren — die Apa Tani die ganze Nacht hindurch Omen und Orakel befragten, ob unser Besuch wohl kein Unheil zur Folge haben würde. Glücklicherweise fielen die Orakel zu unseren Gunsten aus, und am nächsten Morgen wurden wir eingeladen, unser Lager in der Nähe eines der größten Dörfer aufzuschlagen. Der einzige dazu geeignete Platz war ein als Totenacker verwendetes Stück Grasland, und umringt von tausenden neugierig-belustigter Apa Tani ließen wir uns dort nieder.

Einigen älteren Männern, die uns als die Würdenträger des Dorfes erschienen, gaben wir



Apa Tanis bei der Feldarbeit: nach der Reisernte werden die Dämme der bewässerten Felder ausgebessert und manchmal neugezogen. Gruppen junger Burschen und Mädchen schließen sich zu dieser mühsamen Arbeit zusammen



Bambusgerüst, das Daflas anlässlich eines Rinderopfers zur Besänftigung von Krankheitsdämonen errichten

Geschenke, und sie bewirteten uns mit Reisbier in großen Bambusgefäßen. Die in Assam verbreiteten Gerüchte von der Gefährlichkeit und Unnahbarkeit der Apa Tani erwiesen sich als unbegründet, und wir waren ganz im Gegenteil die Opfer ihres übertriebenen Interesses für die ersten Fremden, mit denen sie in nähere Berührung kamen. Vom Augenblick unserer Ankunft waren wir von Scharen von Schaulustigen umringt, und wenn die Menge der Neugierigen auch allmählich von 2000 oder 3000 auf etliche Hundert herabsank, so war dieses ständige Beobachtetsein auf die Dauer doch eine Nervenprobe.

Je mehr wir von dem Leben und Wirtschaften der Apa Tani sahen, desto größer wurde unsere Bewunderung für die Tüchtigkeit und Begabung dieses eigenartigen Volkes. In einem einzigen Tale, etwa 10 km lang und 4 km breit leben gut 20.000 Menschen, eine Bevölkerung von einer Dichte, die auch in fortschrittlichen Gebieten Indiens eine Seltenheit ist. Die Konzentrierung dieser Bevölkerung auf so kleinen Raum wurde ermöglicht durch das Geschick der Apa Tani, jeden Quadratmeter be-

baubaren Bodens in ihren Dienst zu zwingen. Wo immer Bewässerung möglich ist, bauen sie Reis an, der zuerst in Saatbeeten gezogen und dann umgepflanzt wird. Die höheren Felder, die nicht bewässert werden können, verwenden sie für den Anbau von Hirse, und auch dieses Getreide wird Halm für Halm mit der Hand umgepflanzt. Dabei ist den Apa Tani der Pflug und überhaupt die Idee, Tiere zur Arbeit heranzuziehen, völlig fremd, und ihre landwirtschaftlichen Methoden lassen sich daher mit jenen der jüngeren Steinzeit vergleichen. Der Wohlstand der Apa Tani und die Größe und Permanenz ihrer zum Teil aus über 1000 Häusern bestehenden Dörfern beweisen, daß auch neolithische Kulturen mit keiner anderen als der menschlichen Arbeitskraft eine beträchtliche Höhe der materiellen Entwicklung erreichen konnten. Die Wirtschaft der Apa Tani mit der intensiven Bearbeitung des Bodens, dem sorgsamem Anbau von Tabak, Gemüse und Fruchtbäumen und der Pflege von Hainen, wo Pinien und andere Nutzbäume für den Gebrauch zukünftiger Generationen gepflanzt werden, kann vielleicht als Beispiel jener spätsteinzeitlichen Kulturen gelten, die in anderen Ländern der Welt den Unterbau für die großen; geschichtlichen Hochkulturen bildeten.

Um die Kultur der Apa Tani in der richtigen Perspektive zu sehen, mußte ich auch die unabhängigen Stämme der Dafla kennen lernen, die das Apa Tani-Tal auf drei Seiten umgeben und, wie es schien, über große Teile des noch unerforschten Berglandes zwischen Assam und den Schneeketten des Himalaja verbreitet waren. Eine Fehde zwischen den Apa Tani und benachbarten Dafla, in die ich vermittelnd eingriff, war der unmittelbare Anlaß zu einer mehrmonatigen Tour durch ein Gebiet, wo größere und kleinere Dafla-Siedlungen über Hochtäler und gewaltige, bis 3000 m Höhe ansteigende Bergketten verstreut sind.

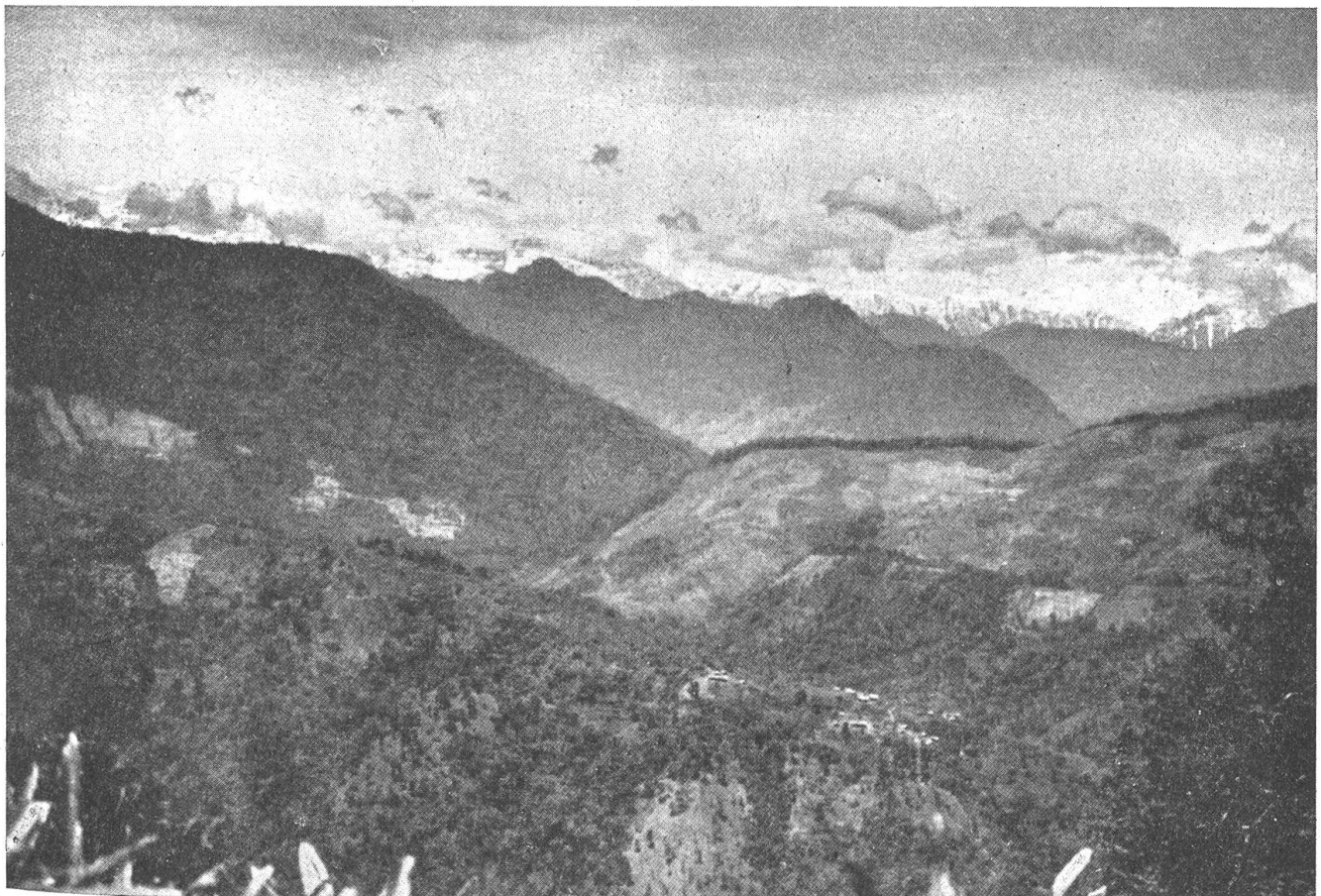
Nie zuvor hatte ich eine Bevölkerung mit einem so chaotischen Gesellschaftsleben kennengelernt. Begriffe wie „Dorf“ und „Stamm“ sind hinsichtlich der Dafla unanwendbar, denn obgleich sie in dorfähnlichen Siedlungen wohnen, so bildet die Siedlung fast niemals eine soziale Einheit, und zu einer politischen Zusammenfassung größerer Gruppen in

der Form eines „Stammes“ fehlen selbst die Ansätze. Die erste und letzte soziale Einheit ist der Haushalt, der gewöhnlich aus mehreren Familien besteht. Dafla bauen riesige, manchmal bis 40 m lange Häuser, deren Inneres eine einzige große Halle ohne jegliche Zwischenwände ist. Die einzelnen Familien haben darin eigene Feuerstellen und in manchen Häusern habe ich bis zu 14 solcher Herde gezählt.

Ein Dafla-Haus steht gewöhnlich allein auf einem Hang oder Hügel. Es mag nur ein paar Schritte bergauf oder bergab zu dem nächsten Hause sein, oder ein Besuch im Nachbarhause mag auch die Überquerung einer tiefen Kluft mit einem steilen Anstieg auf der anderen Seite erfordern. Aber wie dem auch sei, der Haushalt als solcher ist autonom, und das Haupt eines Haushaltes hat sich weder einem Dorfvorsteher noch einer Dorfversammlung zu fügen. Die Bindungen zwischen den verschiedenen Mehrfamilienhäusern einer Siedlung sind äußerst lose. Familien verlassen ohne Umstände eine Gegend und siedeln sich anderswo an, und nur selten findet man einen älteren Dafla, der sein ganzes Leben an ein und demselben Orte wohnte.

Der Haushalt, der sich gewöhnlich aus mehreren, engverwandten Familien und einigen Sklaven mit ihren Frauen und Kindern zusammensetzt, ist für seine Sicherheit auf sich selbst angewiesen. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß ein Dafla-Haus von Feinden überfallen und verbrannt wird, und die Insassen den Tod finden oder als Gefangene hinweggeschleppt werden, während die Leute der anderen Häuser von ihren Veranden zuschauen, ohne den Überfallenen irgendeine Hilfe zu leisten. Das Mißgeschick ihrer Nachbarn geht sie nichts an, denn der Begriff des „Dorfes“ als einer zur gegenseitigen Hilfeleistung verpflichtenden Gemeinschaft ist bei den Dafla noch unentwickelt.

Ebenso wenig gibt es eine Autorität, die in einem Rechtsstreite angerufen werden könnte. Das Recht des Stärkeren bleibt unangefochten, und nur der ist einigermaßen gesichert im Besitze seines Lebens, seiner Freiheit und seines Eigentums, der sich seiner Haut wehren kann. Vergeltung ist der einzige Weg, ein erlittenes Unrecht wettzumachen. Am besten ist es da, des Gegners selbst habhaft zu werden,



Blick über das Tal des oberen Kamla-Flusses mit den verstreuten Häusern eines Dafla-Dorfes im Vordergrund und einer etwa 5000 m hohen Kette des östlichen Himalaja im Hintergrund

oder wenn dies nicht möglich ist, das eine oder andere Mitglied seiner Familie gefangen zu nehmen, um bei den Verhandlungen über das Lösegeld Kompensationen für alte Schäden zu erpressen.

Die Unsicherheit von Leben und Eigentum ist so groß, daß, wer heute ein wohlhabender und angesehener Mann ist, morgen nach dem Gemetzel seiner Familie und dem Verlust seines Besitzes als Sklave in einem fremden Hause arbeiten muß. Doch andererseits ist das soziale System der Dafla so labil, daß auch die Stellung eines Sklaven nicht permanent und unverrückbar ist. Mancher Mann, der sein Leben als Sklave begann, ist zu Wohlstand und Ehren gekommen, denn der Dafla kennt keine strenge Scheidung gesellschaftlicher Klassen. Wie Reichtum nicht aus Grund und Boden, sondern aus Vieh, Sklaven und beweglichen Wertgegenständen besteht, und daher ebenso leicht an einen stärkeren Feind verlorengehen, wie durch Unternehmungsgeist und Tapferkeit nach Raubritterart gewonnen werden kann, so fällt gesellschaftliches Prestige



dem Erfolgreichen zu und ist nicht an Name und Tradition gebunden.

Inmitten dieser Welt der Unbeständigkeit und Rechtlosigkeit haben die Apa Tani ihre eigene auf Stabilität und friedlicher Zusammenarbeit beruhende Gesellschaftsordnung entwickelt. Wo 20.000 Menschen auf engstem Raume sich durch intensive Bewirtschaftung des Bodens und ein geniales Bewässerungssystem einen hohen und durchaus stabilen Lebensstandard geschaffen haben, da bedarf es vor allem der Sicherheit und Kontinuität des Eigentums. Jedes kleinste Stück des wertvollen bebauten Bodens ist sorgsam gewahrter Privatbesitz, und niemand braucht sich zu fürchten, seinem Grundes beraubt zu werden. Die ganze Stammesgemeinschaft steht hinter dem Recht des Besitzes. Selbst kleine Eigentumsdelikte werden streng bestraft, und Leute, die sich mehrfach an fremdem Gute vergriffen haben, können von den einen Dorfrat bildenden Häuptionern der Sippe zur sofortigen Hinrichtung verurteilt werden. Der Stabilität des Eigentums entspricht auch die Beständigkeit sozialer Gruppen. Einer führenden Oberschichte steht eine Klasse von Sklaven und freigegebener Höriger gegenüber, und jede Heirat zwischen Leuten der beiden Klassen ist verpönt.

Ein Apa Tani-Dorf, wo hunderte von Häusern in engen Straßen beisammen stehen, bietet seinen Bewohnern sicheren Schutz gegen äußere Feinde. In seinem Hause kann jeder Apa Tani ruhig schlafen, denn selbst die kühnste Dafla-Schar würde davor zurückschrecken, ein Apa Tani-Dorf anzugreifen. Nur wenn er beim Jagen oder beim Besuche fremder Dörfer sein Tal verläßt, riskiert ein Apa Tani, feindlichen Dafla in die Hände zu fallen. Doch auch dann hat er noch die Gewißheit, daß nicht nur seine Familie, sondern seine ganze Sippe sich um seine Lösung bemühen werden.

Anders steht es um innere Zwiste. Bei der Austragung privater Streitigkeiten zwischen Dorfgossen, und in geringem Maße selbst zwischen Apa Tani verschiedener Dörfer, leben die Ideengänge des Faustrechtes noch fort. Zum Beispiel kann ein Gläubiger sich unter Umständen der Person eines säumigen Schuldners mit Gewalt bemächtigen und ihn so lange in seinem Hause gefangen halten, bis die Schuld abgezahlt

Dafla mit Regenschild aus schwarzen Palmfasern und tibetischem Schwert in Bambusscheide

Mann aus der Gegend des oberen Kamla mit helmartigem, aus Rohr geflochtenem Hut und der für die Stämme an der tibetischen Grenze charakteristischen Kleidung

(Alle Bilder nach Originalaufnahmen des Verfassers)

ist oder der Schuldige sich verpflichtet, sie durch Dienstleistungen zu begleichen. Auch andere Streitfälle können zu solch privaten Arretierungen führen, und solange die öffentliche Ordnung nicht gestört ist, kümmert sich die Gemeinschaft wenig um derartige Zwiste, und es wird den Familien der Streitenden überlassen, die Sache beizulegen. Erst wenn ein Konflikt weitere Kreise zieht, bemühen sich die Sippenhäupter, die Harmonie des Dorflebens wieder herzustellen.

Durch die öffentliche Meinung und die Wachsamkeit der Dorfwürdenträger von gewalttätigen Feinseligkeiten zurückgehalten, fordern erbitterte Gegner einander manchmal zu einem Wettstreit der Eigentumszerstörung. Jeder der Rivalen schlachtet vor dem Hause des anderen etliche Stücke seines Viehes, läßt die toten Tiere zur Verspeisung durch die anderen Dorfbewohner liegen, und zerbricht, um seinen Gegner noch weiter zu demütigen, hochgeschätzte Wertgegenstände. Wer den anderen an Großzügigkeit der Vernichtung seines eigenen Besitzes übertrifft, gilt als Sieger, doch intervenieren die Sippenhäupter gewöhnlich mit Vermittlungsvorschlägen und verhindern, daß die beiden Streitenden sich völlig ruinieren.

Die Apa Tani sind keine Engel, und Konflikte kommen bei ihnen ebenso vor wie bei anderen Völkern. Aber sie haben erkannt, daß Streitfälle auf eine Art bereinigt werden müssen, die ernste Störungen ihrer mit so viel Fleiß und Ordnungssinn aufgebauten Wirtschaft vermeidet. Dies ist ihnen gelungen und das Apa Tani-



Tal ist heute eine Oase des Friedens in einer rauen, kriegerischen Welt. An ihrem Beispiel können wir sehen, auf welche Weise die Träger der ersten entwickelten Ackerbaukulturen das Faustrecht barbarischer Stämme allmählich durch die Anfänge einer Rechtsordnung ersetzt haben mögen, und wie schon lange vor der Geburt der geschichtlichen Hochkulturen sich inmitten anarchischer Rechtslosigkeit die ersten Keimzellen des Rechtsstaates formten.

Neue Erz- und Kohlenfunde

DK 553.96(497.1) + 553.43(64/65)

Wie aus Jugoslawien berichtet wird, wurden in der Umgebung der Stadt Plevlja mächtige Lignitvorkommen und bei Ivanograd reiche Braunkohlenlager entdeckt. Außerdem wurden noch verschiedene Erzlagerstätten festgestellt, und zwar Bauxiterze bei Nikšić, Mangan- und Eisenerze in den Bezirken Kolašin, Antivari und Durmitor, ferner Kupfer- und Goldvorkommen bei Andrijevića sowie Blei-, Zink- und Silbererze im Gebiet von Bijelo Polje.

In Bou-Kais, in der Umgebung von Colomb-Béchar an der algerisch-marokkanischen Grenze

wurde ein Kupfervorkommen entdeckt, dessen Erz 20% Gehalt haben soll. Da sich in unmittelbarer Nähe Kohlengruben befinden und überdies weiter südlich ein Eisenerzvorkommen mit überaus reichem Gehalt (70%) gefunden wurde, ergeben sich unabsehbare industrielle Möglichkeiten. Zur Zeit wird die Frage geprüft, ob im Gebiet von Colomb-Béchar die Schwerindustrie Betriebe errichten könnte. Dieses Projekt wäre um so leichter durchzuführen, als die Bahnstrecke Oujda—Colomb-Béchar an diesen Erzlagern vorüberführt.